

Lisa-Viktoria Niederberger

LAHEA

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

EINS

LAHEA



Seit drei Tagen liegt der Wal da und stinkt. Verwest am Strand, wird von Tag zu Tag mehr in seine Einzelteile zerlegt, da arbeiten Menschen und Albatrosse in nie gekannter Harmonie zusammen. Nachts lebt der Wal in Laheas Gedanken, unter ihren Fingernägeln. Ilyas schläft, atmet langsam und tief, Enian träumt, murmelt Unverständliches, und dazwischen sie, wie hineingewoben, ein fester Teil dieses Geflechts. Über der Luke in der Decke der schwarze Himmel, Lahea zählt die Sterne, überprüft ihre Anwesenheit. Es ist beruhigend, sie dort hängen zu sehen, funkelnd, weiß, gelb, rötlich. Sie will wach bleiben, die Augen nicht schließen, denn wenn das passiert, ist alles wieder voller Fleisch.

Mit dem Bauch nach oben, aufgedunsen, inmitten des neu angeschwemmten Treibguts, bunt wie verstreutes Konfetti, so fanden sie den Wal. Das Vulkangestein, das den Strand umgibt, muss die tiefen Risse in die graublaue, lederartige

Haut gegraben haben, dachten sie, als sie fassungslos vor dem Kadaver standen. Jene, die eingeteilt gewesen waren, bei Sonnenaufgang nachzusehen, was in der Nacht angeschwemmt worden war, hatten ihn gefunden. Und bald waren alle, die Ipane bewohnen, am Strand, hielten sich die Nasen zu und spekulierten über Herkunft und Todesursache des Tiers.

Ansonsten war alles wie immer. Das tintenblaue Meer bis zum Horizont. Die Möwen und Sturmvögel auf den Klippen. Der Strand voller Plastik, Muscheln, Holz und Seegras, wie jeden Tag.

Der Walgeruch war von Anfang an schwer zu ertragen. Scharf, beißend, wie eingetrockneter Urin oder verrottes Gemüse, nur irgendwie modriger, uriger. Ein alter Geruch, und wenn der Wind ungünstig stand, stank es im ganzen Dorf. „Der ist schon ein paar Tage tot“, sagte Zaina, Laheas Mutter, und meinte damit: Wir haben nicht viel Zeit. Also fingen sie schnell an, den Wal, ein junger Finnwal war es, zu zerlegen, und sie schnitten kiloweise dunkles, fast violette Fleisch aus dem riesigen Körper. Einige aus dem Dorf sind in der Alten Welt aufgewachsen, sie erinnern sich, dass es dort irgendwann verboten wurde, Wale zu jagen, sie auszuschlachten und zu essen. Sie schließen die Augen und schwärmen vom Geschmack. Als hätten sich ein Thunfisch und ein Rind gepaart, sagen sie, aber jene, die auf Ebria geboren sind, können sich das nicht vorstellen. Manchmal sehen sie einen Thunfisch, wenn er bei der Jagd wie ein Delphin aus dem Wasser springt, aber sie wissen nicht, wie er schmeckt, wie Rind schmeckt, wie irgendein Fleisch schmeckt. Rinder, Schweine, Pferde, Katzen, Hunde – bis auf die Vögel, Insekten, Fledermäuse, Eidechsen und Fische, die es hier gibt, kennen sie die meisten Tiere nur aus den Erzählungen der Alten und den Kinderbüchern und Enzyklopädien der Dorfbibliothek, von denen viele schon

so verblasst und zerknittert sind, dass sie in der Schreibwerkstatt kopiert werden müssen.

Als es auf Ebria den Machtwechsel gab, wurde abgestimmt: Wollten sie Tiere essen oder sich mit ihnen verbünden, die Insel zusammen bewohnen? Das Ergebnis war knapp. Dennoch schworen schlussendlich alle, sich daran zu halten. Einzige Ausnahme sollten die Vögeleier sein, die sie den brütenden Paaren in den Taubenhäusern und an den Klippen der Insel regelmäßig wegnehmen, um die Populationen unter Kontrolle zu halten. Den meisten fiel die Umstellung nicht schwer, nur die ganz Alten, die es von früher anders kannten, murrten.

Die Nutristi* versuchen seither dreimal täglich zu fixen Essenszeiten das Beste aus dem zu machen, was wächst. Es gibt keinen Grund, sich zu beschweren. Auf Ebria wird vor dem Essen nicht gebetet, sondern still jenen gedankt, die das Obst, Gemüse und die Hülsenfrüchte einst auf die Insel brachten, jene Bausteine ihrer Ernährung, die nun in den milderen Gebieten Ebrias auf Terrassenfeldern wachsen und in Ipane in den Gewächshäusern Wind und Kälte trotzen.

Enians lange, schwarze Haare füllen die Nacht mit dem Duft von Rosmarin und Orangenblüten. Er schläft tief, hat ihr den breiten Rücken zugewandt, also kuschelt Lahea sich an Ilyas, der kleiner, schmaler ist, nimmt ihn von hinten in den Arm und versucht, ihren Atem dem seinen anzupassen. Oft, wenn sie wach liegt, beruhigt sie das, lässt sie einschlafen. Lahea denkt wieder an den Wal, stellt ihn sich vor, wie er noch gelebt hat. Wie er Teil einer Schule war, mit seinen Artgenossen sang. Manchmal können sie und Rara

* Berufsbezeichnungen und andere Wortneuschöpfungen werden am Ende des Buches im Glossar erklärt. Dort gibt es auch ein Personenregister.

die Wale von den Klippen aus beobachten. Sie zählen die Spritzer, freuen sich über die kleinen Regenbögen, die das Wasser aus ihren Blaslöchern formt, wenn die Wale ihren Atem ausstoßen. Lahea denkt an Krill, Mikroorganismen, Mikroplastik. Das Meer lebt noch, mit dem Meer ist es gerade noch einmal gut gegangen. Sie denkt an Fische, an die Fischerei, und ekelt sich. Vor den Netzen, die sie aus dem Wal gezogen haben. Wie lange sie wohl schon im Meer getrieben sind, bevor der Wal sie verschluckt hat? Auch solche Gedanken treiben in schlaflosen Nächten in ihr dahin. Lahea denkt an Hunderttausende von Fischen in einem Schleppnetz, sie werden zerquetscht, ihre Wirbel und Gräten und Knochen brechen und sie schreien. Ohrenbetäubend, angsterfüllt, sie spürt den Schrei tief in sich und reißt die Augen auf.

Der Schrei hängt noch in der Luft, zwischen Vorhängen und Laken. Lahea spürt ihren Herzschlag in den Ohren, von innen pocht etwas gegen ihr Trommelfell. Sie richtet sich auf, schüttelt den Kopf. Ilyas greift nach ihr, schlingt seinen Körper um ihren, murmelt etwas ins Kissen, aber es passiert wieder. Ein Schrei, ganz sicher, ein gequälter, langgezogener Schrei. Ein Geräusch, das sie in Ipane selten hören, nein, nie. Ipane kennt die Freudenschreie, wenn unter dem Treibgut ein Schatz gefunden wird. Der intakte Autoreifen, mit dem endlich der Karren fertiggestellt werden kann. Oder Zahnbürsten, und ganz besonders: Schuhe. Außerdem kennt das Dorf Schreie aus Lust, vor Genuss und Leidenschaft. Sie kommen zu allen Zeiten aus den Hausgemeinschaften und aus dem Badehaus und fügen sich harmonisch in die Sinfonie der Inselgeräusche ein. In ihr sind auch Kinderlachen, Spielgeräusche und das hungrige oder müde Quäken der Babys in ihren Tragetüchern. Sind Kommandos und Rufe der Arbeitenden, sind Lieder, die gesungen werden, um sich beim Spinnen, Hämmern, Mauern und

Treibgutsammeln die Zeit zu vertreiben. Sind Taubengurren und Möwenkrächzen. Und natürlich die Chöre, die Jubelrufe, mit denen bei Festen die Musizierenden angefeuert werden: Spielt die Trommeln noch schneller, noch lauter. Aber dieser Schrei war anders, ein Schrei voller Panik, voller Schmerz. Lahea starrt ins Halbdunkel des Schlafzimmers, draußen ist wieder alles still, nur das eigene Herz will sich nicht beruhigen. Schon wieder ein Herz, um das sie sich Gedanken machen muss.

Heute hat Mo Lahea, weil ihre Mutter nicht aufzufinden war, eine Plastiksachtel gezeigt, in der das Gehirn und die Augen des Wals lagen. Groß wie der Bauch einer Schwangeren, hellrosa, ohne Blut und Leben das Gehirn, dunkel, leer und handtellergroß die Augen. Was er damit machen solle.

Lahea sagte: „Dem Meer zurückgeben.“

„Und das Herz?“, fragte Mo.

Wenn Lahea nun die Augen wieder schließt, sieht sie die Organe, fühlt sich wie eine Schlachterin, wie ein Raubtier. Lahea ekelt sich vor dem Tod. Vor dem Kadaver und vor ihnen selbst, die sie den Wal in Kategorien wie *nützlich*, *Müll* und *zu begraben* einteilen. Lahea weiß, dass sie auf Ebria ein Leben im Einklang mit der Natur führen. Sie weiß, dass sie auf das angewiesen sind, was das Meer an die Strände spült. Treibgut ist eine der wichtigsten Ressourcen, ein toter Wal ist da keine Ausnahme. Trotzdem hasst sie es, diese Gewalt und Ausbeutung zu sehen. Hasst die Unterhaltungen und die Wörter, die beschreiben, was aus dem Wal noch werden wird: Knochenasche zur Glasherstellung, Walfett für die Lampen, Besenborsten aus den Barten, die das Walmaul anstelle von Zähnen füllen. Gefüllt haben.

Da ist es wieder, ein erschrockenes Aufschreien irgendwo weit weg und doch viel zu nah, und Lahea windet sich,

schiebt Ilyas' schlafschwere Oberschenkel von ihrem Körper und krabbelt ans Fußende des Betts. Die Männer merken nichts, liegen völlig erschöpft da. Sie haben den ganzen Tag Walrippen aus dem Kadaver gebrochen und Fleisch weggeschleppt, große Haufen damit gebaut, hinten an den Klippen. Ein Versuch, die Vögel vom Wal fernzuhalten und gleichzeitig den Schatz mit ihnen zu teilen. Was das Meer gibt, gehört schließlich allen. Lahea lauscht den Atemgeräuschen ihrer Partner und denkt nach. Nicht wecken, beschließt sie dann. Allein nachsehen, was los ist. Über die Leiter, an der Ilyas' Krücke lehnt, von der Koje in den Wohnraum findet sie auch im Dunkeln ihren Weg, ihren Poncho und die Sandalen. Sie ist nachts oft munter, oft draußen im Hof, seit sie ihrer Mutter mehr zur Hand geht, sie kennt alle Hindernisse. Den großen Tisch im Hauptraum, vier Stühle, den großen Sack Taubenfutter gleich neben der Tür. Langsam zieht sie dort den Vorhang aus Muscheln, bunten Plastiksplittern und Markierungsboien von Fischernetzen zur Seite. Es raschelt, aber nicht einmal die Tauben, die in ihren Nestern auf einem Regal an der Hofwand schlafen, heben die Köpfe. In der Mitte des Innenhofs, den sich Laheas Familie mit vier anderen teilt, steht die Notlampe, nach der sie sofort greift. Wenn Ilyas recht hat, ist der Wal genau im richtigen Moment gekommen. Er will herausfinden, wie das Walfett verarbeitet werden kann, morgen beginnt er seine Experimente. Wenn ihm das gelingt, dürfte der ewige Brennstoffengpass im Dorf zumindest für eine gewisse Zeit behoben sein und sie könnten aufhören, das Treibholz zu rationieren. Vielleicht beruhigen sich dann auch die lauter werdenden Stimmen, die fordern, Holz aus dem Wald in der Inselmitte schlagen zu dürfen. Was sie bisher noch davon abhält, ist das Versprechen, das sie sich einst gegeben haben: Die Insel so wenig wie möglich auszubeuten. Aber, das weiß Lahea und das sollten auch die

anderen wissen: Versprechen sind nichts mehr wert, wenn jene, die man liebt, in Gefahr sind. In den dunklen, kalten Monaten ist der Wind in den Küstendörfern schneidend und eisig, besonders für die Kinder und die Ältesten schwer zu ertragen. Auch jetzt im Frühsommer ist es in manchen Nächten bitterkalt, Lahea wickelt sich fester in den Poncho, als sie den Innenhof verlässt, zieht sich den löchrigen Stoff über Mund und Nase, aber es hilft nichts. Der Gestank des Wals wabert durch die engen Gassen des Dorfs wie giftiger, unsichtbarer Nebel.

Seit drei Tagen schützen die am Wal Arbeitenden ihre Kleidung, Hände und Haare mit Plastikbeuteln und binden sich mit Pfefferminzextrakt getränkte Tücher vors Gesicht. Trotzdem ist es schrecklich, nicht nur wegen des Gestanks, sondern auch wegen der Brutalität. Sie zerschneiden Haut, Fett, Sehnen und Organe, haben Speiseröhre und Magen geöffnet. Alles war mit Plastik verstopft, ein dunkler Klumpen, groß wie ein Fels. Enian hat ihn entwirrt, alle wollen wissen, woran der Wal gestorben ist, suchen nach Hinweisen. Sie ziehen stinkende Knäuel aus dem Tier und bald liegen sie entwirrt und zum Trocknen nebeneinander auf dem Strand. Fünf Fischernetze und so viele Plastiksäcke, dass sie wieder genug Schutzkleidung hätten, um den nächsten Wal zu zerlegen. Dazu zwei Metallkisten, die Mo, der früher Seemann war, als Krabbenfallen identifizieren konnte, eine Boje, eine knallgelbe Schwimmweste. Da hörten auch die auf zu quengeln, die ihn essen wollten. Die Gier wich der Betroffenheit.

Ganz Ipane liegt im Dunkeln. Nur vereinzelte Notlaternen, helle Flecken in der Finsternis, die mehr blenden als helfen. Das Mondlicht würde reichen. Selbst die Alten haben über die Jahre und Jahrzehnte gelernt, ohne künstliches Licht auszukommen, und die anderen kennen es gar nicht anders,

aber Traditionen sterben langsam, denkt Lahea und schüttelt sich. Niemand hat Angst vor der Dunkelheit, aber dennoch beleuchten wir die Nächte, einfach nur, weil wir es können, immer schon so gemacht haben. Lahea schleicht über den Dorfplatz. Wo tagsüber die Jüngsten spielen und die Alten zusehen, Haare geschnitten und singend aus angeschwemmten Netzen Körbe geflochten werden, wo das frisch geschöpfte Papier zum Trocknen aufgehängt wird, brennt ein Licht und markiert die Grube im Boden, Ilyas' neuestes Projekt. Alles ist ruhig. Nicht nötig, dass jemand Nachtwache hält, sie sind allein auf der Insel. Es gibt keine Gefahr.

Warum dann aber der Schrei? Da ist er wieder. Lauter, näher jetzt. Ein gelöstes Lachen folgt und Lahea beschleunigt ihre Schritte. Im Badehaus brennen Lampen. Von dort kommt ein Röcheln. Davor stehen zwei fremde junge Männer, ihre Kleidung ist dunkelbraun gefärbt, blutrot leuchtend in diesem Licht. Sie lachen, halten sich an den Händen und grüßen Lahea freundlich. Einer von ihnen hat feuchte Augen, der andere reicht ihm erst ein Taschentuch, küsst ihn dann sanft auf die Wange.

Das Badehaus wurde über einer heißen Quelle errichtet, von denen es auf der Insel viele gibt. Das Wasser riecht stark nach Schwefel und schmeckt komisch, aber es tut gut, darin zu baden. Die Thermaturi, die das Badehaus verwalten und betreuen, mischen es mit Wasser aus einem Brunnen in der Nähe, das durch ein Rohrsystem aus Plastikflaschen in Wannen gepumpt wird, die in den Boden eingelassen sind. In einer dieser Wannen liegt Sakura. Ihr Schwangerschaftsbauch ist prall und glänzt von dem Öl, mit dem ihn ihre Partnerin Nadira gerade einreibt. Sakura hat die Augen zusammengekniffen und schreit. Schreit den Wehenschmerz hinaus. Lahea bleibt in der Tür stehen. Vor ein paar Tagen erst haben Nadira und sie den Nachmittag zusammen in der

Wäscherei verbracht und Nadira hat beim Auskochen der Windeln und Binden erzählt, dass der errechnete Geburtstermin immer näher rücken würde. Eigentlich hätte sie es sofort verstehen müssen, dass es Geburtsschreie sind, denkt Lahea bei Sakuras Anblick.

„Bald hast du es geschafft“, sagt Athia, die Thermaturi, zu der Gebärenden, ihr Tonfall weich, dann tupft sie ihr das verschwitzte Gesicht liebevoll mit einem Lappen trocken.

„Ich kann noch an den Strand gehen“, keucht Sakura, „ich will das Kind lieber im Meer bekommen.“ Lahea weiß, wie wichtig es ihr wäre, auf die in Ipane übliche Art und Weise am Strand zu gebären. In dem von Seeigeln gesäuberten Gezeitenbecken, im Kreise ihrer Vertrauten. Sakura hat es Lahea bei einem Spaziergang verraten, bevor der Wal kam und zur absoluten Priorität wurde. Und sie versteht es, auch sie liebt die Küste, den Strand und die vielen Becken, die selbst bei Ebbe Wasser führen. Vielleicht, weil der Rand des Meeres je nach Stand der Gezeiten stets im Wandel ist, sich nicht klar bestimmen und umreißen lässt, mal zum Festland gehört, dann wieder dem Meer. Der Strand ist immer ein Dazwischen, ein Sowohl-als-Auch, ein Ort jenseits der Eindeutigkeit. Der Küstenstreifen ist die Zone ultimativer Resilienz, ist trockene Hitze und wellenumspülte Kälte. Wer hier überleben will, muss schnell und stetig auf sich verändernde Extreme reagieren können. Muss zäh sein, ausdauernd, braucht Panzer, Kalkdeckel. Und die Gezeitenbecken sind für viele, mit denen sie die Küsten teilen, Orte des Verweilens. Der Ruhe. Bis sie sich mit der nächsten Flut zurück in die Wellen, ins offene Meer spülen lassen. Der beste Ort, um neues Leben in der Welt willkommen zu heißen.

„Um an den Strand zu gehen, ist es zu spät. Du weißt, wir dachten, du hättest noch eine Woche. Dieses Kind kommt bald. Und es wird ihm und dir hier an nichts fehlen“, be-

ruhigt Lucent, der Obstettrici, einer der Geburtshelferinnen, sie, während er die mitgebrachten Tücher sortiert. „Und denk an das stinkende, verwesende Vieh. Willst du wirklich neben einem Kadaver entbinden?“ Dann sieht er Lahea an der Tür stehen: „Komm doch herein!“

„Wie lange geht das schon?“, fragt Lahea, setzt sich neben die Wanne, küsst Sakura auf die Stirn und nickt Nadira zu. Beide sehen erschöpft, aber glücklich aus.

„Seit dem Morgen. Wir haben gleich eine Nachricht zu den Spendern geschickt.“

„Sind das die zwei Männer draußen?“

Sakura nickt.

„Warum habt ihr mir nichts gesagt?“

Die Antwort geht in der nächsten Wehe unter.

Es ist nicht die erste Geburt, bei der Lahea dabei ist, aber seit sie Rara hat, selbst Mutter ist, ist es anders. Sie versteht es besser, diese Gleichzeitigkeit von Freude und Angst. Den Wunsch, dass es bald vorbei ist. Daneben aber auch den Stolz. Nie spürt man den eigenen Körper so, ist ihm so nah wie in den Wehen, wie während der Geburt. Alles ist so hell und dunkel, wunderschön und furchterregend zugleich. Wie ihr selbst damals das Zeitgefühl vollkommen abhandengekommen ist. Und die Erleichterung, wenn es vorbei, wenn alles gut gegangen ist. Der Duft des Neugeborenen. Die erste Berührung.

„Ich kann nicht mehr. Ich halte das nicht aus. Macht, dass es aufhört“, keucht Sakura. Lucent drückt ihr einen Spiegelsplitter in die Hand.

„Pass auf, die Kanten sind scharf“, sagt er. „Siehst du, wie weit du schon geöffnet bist? Bald habt ihr es geschafft.“

Sakura schüttelt den Kopf und Lahea weiß, was sie denkt: Nicht noch länger, das ertrage ich nicht. Weil jede Wehe ihrem Körper mehr abfordert, schmerzhafter wird. Aber natürlich erträgt sie es. So wie es alle, die Kinder geboren

haben, ertragen. Alle haben während der Geburt von ihrem Körper gezeigt bekommen, was er kann, was er aushält.

„Ich muss knien“, keucht Sakura plötzlich, umfasst den Wannenrand mit beiden Händen und zieht sich hoch.

„Soll ich helfen?“, fragt Nadira.

„Lass mich – ich muss allein ...“

Sakura stützt sich mit den Ellenbogen am Boden ab, schiebt die Knie auseinander, drückt den Rücken durch, wimmert, als die nächste Wehe kommt. Dann ist er da. Der Kopf. Dunkle Haare im Wasser, schemenhaft erkennbar zwischen den Blütenblättern, die dort treiben.

„Noch ein letztes Mal, nur noch die Schulter!“, feuert der Obstetrich sie an und Sakura schreit. Sie richtet sich auf, greift zwischen ihre Beine, ergreift es und hebt das Kind langsam aus dem Wasser. Diese winzigen Hände. Diese verschrumpelten Finger. Wie sie sich ins Nichts ausstrecken. Eng zusammengepresste Augen. Das Kind hat ebenfalls schwer gearbeitet. Dann reißt es den Mund auf, wirkt überrascht. Das ist Luft, liebes Kind, denkt Lahea, und langsam öffnet es die Augen. Sakura reibt sanft seinen winzigen Rücken. Alle sind still, nur das Wasser plätschert. Dann löst sich ein Quäken aus der Kehle des Neugeborenen, und alle lachen erleichtert auf.

„Wie soll es heißen?“, fragt Lucent und kniet sich neben das Becken.

„Baku“, sagt Sakura und reicht Nadira das Kind. Die Nabelschnur pulsiert noch und schimmert im Kerzenlicht. Kurz blitzt der Wal in Laheas Gedanken auf. Sie zittert, starrt auf die flackernden Flammen der Kerzen, dieses warme, weiche Orange, ein paar Augenblicke sind genug, um die Bilder von dem toten Fleisch wegschieben zu können.

Der Obstetrich reibt die Füße des Kindes mit fein geriebenem Vulkansand ein und träufelt Meerwasser auf seinen Kopf, während er die Worte des Begrüßungsrituals spricht: „Wir

alle, die wir dich heute in diese Welt begleitet haben, versprechen dir, dich ein Leben lang zu achten, zu lieben und zu beschützen. Du heißt Baku, bis du deinen wahren Namen selbst gewählt hast, und du bist hier willkommen.“

Alle weinen, nur das Neugeborene nicht. Alle sehen zu, wie Lucent die Nabelschnur durchtrennt. Da plärrt auch Baku. Er wandert von Arm zu Arm und zurück zu seiner Mutter. Alle loben die kleinen Füße, die rosigen Wangen, die leuchtenden Augen, die sie neugierig nennen. Aufmerksam. Bemerkenswert. Athia reicht Sakura einen großen Becher Rote-Rüben-Saft, sie trinkt ihn in einem Zug leer.

„Wir haben auch noch Eintopf da, möchtest du?“

Sakura nickt und lässt sich von ihr einen Löffel voll mit gekochten Bohnen und Karotten in den Mund schieben, dann lehnt sie sich zurück und schließt die Augen. Langsam setzt die Erkenntnis ein. Dass sie es überstanden haben. Die Thermaturi massiert Sakuras Bauch.

„Wie geht es dem Wal?“, fragt Sakura, als sie Baku Lucent zum Wickeln reicht.

Lahea erzählt, dass ihre Mutter ungeduldig wird, dass sie es schnell erledigt haben möchte. Dass sie niemanden durch die Arbeit am toten Tier gefährden will. Dass sie gesagt hat: „Was morgen nicht zerlegt ist, wird verbrannt.“ Dass sie schon Lumpen und Holz hat zusammentragen lassen.

„Ich vermute, deine Mutter hat eine schlaflose Nacht“, keucht Sakura, die jetzt die Plazenta geboren hat und mit zitternden Knien langsam aus der Wanne steigt, die Augen glänzend, der Körper gerötet. Lahea sieht weg, als Lucent den dunklen Klumpen behutsam aus dem Wasser hebt.

„Wie meinst du das?“, fragt sie stattdessen.

„Sie war auch schon hier, hat Essen für uns und ein Willkommensgeschenk für Baku gebracht. Dann ist sie runter zum Strand gegangen.“